

nach seiner und einiger anderer Leute Meinung von geradezu unschätzbarem Wert sein soll. Aber zum Ankauf fehlt noch eine runde Million, die das Museum nicht aufbringen kann. Die Stadt soll helfen. In den Blättern zerstreuen sich die Sachverständigen, hinter den Kulissen des öffentlichen Kampfes scheint man sich aber schon ziemlich einig zu sein. Die attische Göttermaid, das Mädchen mit den 2500 Lenzen, soll unser werden. Um jeden Preis will man sie erwerben, sogar um den, den die Gesellschaft von internationalen Kunsthändlern vorschreibt. Aber ich weiß schon, was ich tue. Wenn's soweit ist, dann führe ich meinen Hund zu dem schönen Griechinmädchen und sage ihm: Stehst du, mein Hund, das ist also das unvergleichliche Kunstwerk, hinter dem alle Interessen zurückstehen müssen. Mit unseren Groschen haben wir dazu beigetragen, daß es der Stadt Berlin nicht durch die Finger gerührt ist. Wenn du jetzt nur jeden zweiten Tag Knochen kriegst, so sollst du auch wissen, warum: hier steht das Denkmal meines Fästens. So, und nun kannst du das Ding mal gründlich besehen! **Ernst K.**

Bermischtes.

Die Ente auf dem Hut. Der Winter ist noch nicht ganz bei uns, aber seine ersten Vorboten sind schon da: es sind die Winterhüte der Damen. Um die Erinnerung an den schönen Sommer nicht allzu rasch verblasen zu lassen, haben sich besagte Hüte diesmal zum Teil mit Vögeln geschmückt. Es handelt sich aber nicht um veritable Vogelbälge, wie man sie früher zu sehen bekam, Paradiesvögel, Kolibris, Möven oder Wellensittiche, sondern um Vogelimitationen, glänzendes Vogelzeug aus Metall, wobei das Gefieder durch blühendes Gestein angedeutet wird. Oder es sind in Nadelmalerei gezeichnet oder mit dem Pinsel hingemalte und ausgeschnittene Vögel, die immer bunt, aber nicht immer geschmackvoll sind. Was soll man aber dazu sagen, daß sich Hutkünstler und Hutkünstlerinnen sogar „auf den Hühnerhof werfen“, um Modelle für winterlichen Hutgeschmack zu finden! Im Schaufenster eines großen Berliner Damenhutgeschäftes prangte dieser Tage ein Hut, auf dem eine Ente saß, nicht ganz ausgewachsen, aber doch so groß, daß sie, wenn sie nicht bloß nachgemacht gewesen wäre, einen schönen Entenbraten hätte liefern können. Und nun warten wir mit Sehnsucht auf die Fettgans am Winterhut!

Diamantenersatz. Für die gewerbliche Verwendung von Diamanten gab es bisher keinen vollwertigen und billigen Ersatz. Da aber die Diamanten sehr kostspielig sind, ist es seit langem das Bemühen der Technik gewesen, einen für gewerbliche Betriebe verwendbaren Ersatz zu finden. Diese Bemühungen sind nimmermehr von Erfolg gekrönt: einer Fabrik in Beglar (Stahlwerk) ist es gelungen, durch eine besondere Legierung den für gewerbliche Zwecke erforderlichen Diamanten zu erzeugen. Es handelt sich um eine Mischung von Wolframmetall und Wolframkarbid, die bei etwa 3000 Grad schmilzt. Da sie metallische Struktur hat, ist sie von größerer Stärke und Dauerhaftigkeit für mechanische Operationen als der Diamant. Ihre Härte beträgt 9,3 bis 9,9, wenn die Härte des Diamanten mit 10 angenommen wird. Der neue Diamantenersatz — wohlverstanden: es handelt sich nicht etwa um einen künstlichen Edelstein, der den Diamanten als Schmuckgegenstand ersetzen soll — soll unter dem Namen „Lboran“ in den Handel gebracht werden.

Die angeblich erste Zeitungsanzeige. In einem französischen Zeitungsarchiv entdeckte man jüngst die angeblich erste Anzeige, die durch eine Zeitung verbreitet worden ist. Sie stammt aus dem Jahre 1652, stand im „Mercurius Politicus“ (Politischer Bote) und lautete: „Trenodia gratulatoria (Begrüßungsode), heroisches Gedicht, geschrieben zu Ehren der Niederlage des Lord-Generals, und welches von seinem Siegen in sehr bereicherter Weise erzählt. Zu verkaufen bei John Holden, an der Neuen Börse, London. Gedruckt New Court, 1652.“ Es handelte sich, wie man sieht, um eine Buchhändleranzeige. Der Lord-General, der in dem zum Kauf empfohlenen „heroischen Gedicht“ gepriesen wird, war Cromwell. Eine zweite Zeitungsanzeige erschien, soweit sich das feststellen ließ, erst 1659, also erst sieben Jahre später. Auch sie ging von einem Buchhändler aus und empfahl ein kleines Büchlein von John Milton, dem berühmten Dichter des „Verlorenen Paradieses“. Von nun an aber begannen in den Zeitungen immer häufiger Kaufs- und Verkaufsanzeigen zu erscheinen, und bald darauf erschienen auch die ersten Stellengesuche und Stellenangebote. Der „Mercurius Politicus“ war übrigens nicht die erste Zeitung, die man kennt: schon fünfzig Jahre vor ihm war in Paris der „Mercurius Francicus“ erschienen.

Kinderepublik in Palästina. Eine der interessantesten Druckschriften der ganzen Welt liegt in der kalabrischen Grotte in Palästina. Sie führt den offiziellen Namen Kfar Zetadim (Kinderdorf), denn der Ort ist ausschließlich für Kinder bestimmt und von Kindern bewohnt. Es gibt in dem etwa 300 Einwohner zählenden Dorfe bloß drei Erwachsene: einen Pädagogen, einen Wirtschaftsführer und einen Arzt. Alle übrigen „Bürger“ des Ortes sind Kinder im Alter von 5 bis 16 Jahren; sie kamen aus Rußland, der Ukraine, Polen, Rumänien, Kleinasien und sind Sprösslinge von Eltern, die bei Pogromen und Revolutionen den Tod gefunden haben. In Kfar Zetadim wurde ein vollständiger Mikropolitik verwirklicht, eine Kolonie, deren Leben und Arbeiten die Kinder selbst leiten und ausführen. Das „aktive Wahlrecht“ beginnt mit sechs, das passive mit zehn Jahren, alle politischen Rechte sind inbegriffen. Die „Bürger“ wählen einen aus sieben Mäglitern bestehenden „Gemeinderat“, der alle Angelegenheiten der Gemeinschaft erledigt. Streit- und Strafsfälle werden von einem Friedensgericht erledigt.

Die Arie vom elektrischen Strom. Der Sowjetruff Ivan Borehly hat eine Volksope geschrieben. Daran wäre natürlich nichts Merkwürdiges. Aber der Text dieser Oper ist immerhin ein bißchen seltsam: wäre er ein Mensch, so würde man von ihm sagen, er sei ein Original. Die Oper heißt „Der Sieg der Elektrizität“, und es geht um folgendes: In einem russischen Dorf wird die elektrische Beleuchtung eingeführt. Ein alter Muschil ist nun der festen Überzeugung, daß die „Zauberlampe“ das Werk des Teufels sei, und möchte die Dorfbewohner bewegen, den Monteur, der mit dem „Bösen“ im Bunde sei, zu steinigen. Der alte Muschil hat aber eine junge Tochter, die für die Elektrizität und für den Monteur schwärmt und ihrer Schwärmerei in einer großen Arie, in der die Vorzüge der elektrischen Beleuchtung gepriesen werden, Ausdruck verleiht. Der alte Muschil läßt sich überzeugen, und das junge Paar kann heiraten. Wenn der alte Muschil sich später die erste Rechnung über den Stromverbrauch wird vorlesen lassen, wird er vielleicht bedauern, daß er nicht eine Regenarie über die Vorzüge des Talglichtes anjungen hat.

Die Höllemaschine für den Obersten Kriegsherrn. Auf dem Gefängnishof des Berliner Polizeipräsidenten trug sich kürzlich eine tragikomische Geschichte zu. Vor einigen Tagen war beim Postpaketamt auf dem Anhalter Bahnhof eine verdächtige Sendung eingetroffen. Es war eine Kiste, die 65x55 Zentimeter maß. Die Anschrift auf ihr und dem Begleitschein lautete: „An den Obersten Kriegsherrn, Kaiser Wilhelm I., Paradenlager 1, Berlin.“ Begleitschein und Adresse des Pakets trugen den Absendervordruck „Konditorei Kürst, Salzburg, Brotgasse 5.“ Die Post mußte nicht recht, was sie mit der Sendung anfangen sollte, vermutete eine Höllemaschine und übergab die Kiste der Kriminalpolizei. Die Kiste wurde auf den Gefängnis Hof des Polizeipräsidenten geschafft und unter Beachtung aller Vorsichtsmahregeln geöffnet, und man fand darin — statt der gefürchteten Höllemaschine eine schöne Lorie von der Größe eines Automobilvorderrades. Nun konnte aber doch noch die Lorie vergiftet sein. Ein Beamter entschloß sich also todesmutig, eine kleine Probe zu wagen. Es ergab sich, daß sie kein Gift enthielt, dagegen sehr wohl schmeckend war, auch mit Schokolade und Nüssen reichlich dekoriert. Nach diesen Feststellungen wurde die Lorie dem Waisenhaus übergeben. Was der unbekannte Absender, der die Konditorei Kürst beauftragt hat, mit der Sendung bezweckt, hat sich bisher nicht feststellen lassen.

Der Erfinder der drahtlosen Telegraphie. In Frankreich feierte man dieser Tage den achtzigsten Geburtstag des Arztes und Naturforschers Branly, von dem die Franzosen behaupten, daß er der wahre Erfinder der drahtlosen Telegraphie sei, während andere, vor allem der Italiener Marconi, die die wunderbare Erfindung nur aufgenommen und ausgebaut hätten, sich jetzt mit dem Ruhmesstrahl schmücken. Die französische Akademie ehrte Branly, der trotz seines hohen Alters noch heute den ärztlichen Beruf ausübt, durch eine Festsetzung, und die Blätter brachten von Begeisterung getragene Festartikel. Die Tragödie in Branlys Leben war, wie das bei Erfindern ja so oft der Fall ist, die Armut: er besaß nicht die Mittel zur Vollerführung seiner Experimente, die die Möglichkeit einer drahtlosen Übertragung telegraphischer Zeichen in greifbare Nähe gerückt hatten, und wurde für einen harmlosen Narren gehalten, als er von seinen Laboratoriumsversuchen erzählte. Das erste Experiment gelang ihm 1890. Er erzeugte in seinem Laboratorium einen Funken, der in einem von der Versuchsstätte durch eine Wand getrennten Nebenraum einen Galvanometer in Bewegung setzte. Auch jetzt noch befaßt sich Branly mit naturwissenschaftlichen und technischen Problemen.

Die Türkei ohne Derwische. Mustafa Kemal, der Reformator der Türkei, ist in seinen Bestrebungen zur Modernisierung seines Landes jetzt bei den Derwischklostern angelangt: sie sollen schon in kurzem gesperrt werden; dies würde das Ende dieses populärsten türkischen Priesterordens bedeuten. Als Auftakt zu der bevorstehenden Verordnung, die die Derwischkloster aufheben soll, sind bereits die Titel Derwisch und Scheich aufgehoben worden, zugleich mit allen Privilegien, die mit ihnen verbunden waren. Was die Aufhebung der Klöster und der mit ihnen verbundenen Wallfahrtsorte und Mausoleen bedeutet, geht aus einer einzigen Ziffer klar hervor: allein auf dem Gebiete Konstantinopels gibt es nicht weniger als 300 Derwischkloster; ihre Zahl dürfte also in der gesamten Türkei viele Tausende betragen. Die Klöster sollen, wie es heißt, in Schulen verwandelt werden.

In Napoli erreichte die Dresdner Bildnismalerei ihren zweiten Höhepunkt. Das große Erbe Anton Grassis hat er nicht nur treulich verwaltet, sondern in neue Formen gegossen. Mancherlei fremde Einflüsse hat er in sich aufgenommen und verarbeitet. Und doch ist er ein Deutscher, durchaus selbständiger Meister geworden und geblieben. Angebunden wie sein Leben war seine Kunst. Nicht äußerem Zwange folgte er, vielmehr seinem künstlerischen Impuls und der selbstgestellten Aufgabe entledigte er sich mit jener sorglos glücklichen Selbstverständlichkeit, deren nur die Liebhaber der Götter fähig sind. Von der Kunst der „Menge“ wollte der Aristokrat nichts wissen, ihm galt kaum das Urteil seiner Standesgenossen. Das einzige Kriterium für seine Leistungen trug er tief in sich selbst.

Erinnerungen eines 87jährig. Verwandten, Bekannten und Freundes von Ferdinand von Rayski.

Niedergeschrieben vom Kammerherrn Viktor v. Schroeter auf die Bitte des Leiters des R. T.

Zuerst seine äußere Erscheinung: R. war ein hübscher, schlanker Mann mit dunklem, lockigem Haar; seinen Händen sah man ihre Geschicklichkeit an, sie waren lang und schmal. Er trug einen kurzen Schnurrbart, der auf der linken Seite meist durch den Zigarrenstummel kürzer gebrannt war. Soviel ich weiß, existiert nur ein Selbstbild von ihm, das wirklich ähnlich ist, denn alle seine sogenannten Selbstbildnisse sind mehr Karikaturen, dergleichen liebte er ja sehr. Das ähnliche Selbstbild befindet sich, seinem anspruchslosen Charakter entsprechend, auf dem Hermsdorfer Jagdschloß, ganz in der linken unteren Ecke, und zeigt sein Gesicht zu zwei Dritteln. Man muß das wissen, sonst findet man es gar nicht, es ist aber sprechend ähnlich. R. kleidete sich stets vornehm, einfach, im Winter trug er einen kurzen Jockelpelz, in dem er elegant und vornehm ausah.

Sein Leben: Als Familie war nicht mit Schätzen gesegnet, sein Vater stand mit meinem Großvater, seinem Schwager, General v. Berge, bei der sächsischen Kavallerie. Berge und Rayskis Vater sollten 1812 in Pirna bleiben, um Rekruten auszubilden. Als Napoleon auf dem Zuge nach Rußland durch Pirna kam und sich die beiden Herren bei ihm meldeten, soll er gesagt haben: Solche tapfere Offiziere brauche er in Rußland; darauf mußten Berge und R. nachziehen. Berge kam ganz unverloren zurück. R. ist dort geblieben oder verkommen. Der junge A. wurde Kavallerie in Dresden, dann Leutnant. Als der Herzog von Anhalt-Bärenburg seine Leibkompanie bildete, in der nur lauter schöne Leute sein sollten, bat er den ehemaligen Kurfürsten von Sachsen, nachmaligen König Friedrich, um Ueberlassung des hübschsten R. So kam A. dorthin, hielt aber auch dort nicht aus und wurde bei seinem enormen Talent Maler. Schon vorher hatte A. auf kurze Zeit die Akademie in Dresden besucht, war aber auch dort entlassen worden mit dem Zeugnis: „Talentiert, aber sehr eingebildet.“ R. konnte eben keinen Jopf vertragen. Nun kommt aber die Zeit, in der er sich sozusagen nach Paris durchmalte, d. h. wenn seine geringen Mittel erschöpft waren, malte er Bilder und zog weiter mit den geringen Verdiensten, so in Würzburg, Bayern usw. Endlich landete er wieder in Sachsen. Hier malte er bei Verwandten und Bekannten. Seine Bilder hingen

in deren Schlössern, und sonst konnte ihn niemand. Er starb schließlich unverheiratet, einsam im Jahre 1890.

Wie wurde er bekannt und anerkannt? In der Zeit, als man zur Jahrhundert-Ausstellung in Berlin rüstete, kamen im Manöver die Jäger zu mir ins Quartier nach Schloß Bieberstein. Bei dieser Truppe stand als Oberjäger auch der junge Graf Wisthum v. Schödt, der Kunsthistoriker war. Er sah im Schlosse damals die in meinem Besitze befindlichen zehn großen Bilder Rayskis, war sehr entzückt von ihnen und lag mir in den Ohren, ich solle sie nach Berlin zur Jahrhundert-Ausstellung schicken. Ich hatte dazu keine Lust, weil die Tapeten unter den Bildern dann natürlich ganz anders aussehen und mir die Zimmer sehr entstellend wären. Graf Wisthum tröstete mich und meinte: Wir hängen andere Bilder hin. Schließlich gab ich nach und schickte zwei Bilder, den Domberrn von Schroeter und die Bildschweine, nach Berlin. Kaum waren sie dort angelangt, als der damalige Direktor des Museums, v. Schudn, an mich schrieb, das seien ja großartige Bilder, ich solle alle in meinem Besitze befindlichen Bilder nach Berlin schicken, die ich von R. habe. Ich tat dies, bis auf eins, unser Familienbild, und R. war berühmt.

Rayski als Mensch: Im Jahre 1838 bin ich geboren. R. verkehrte damals sehr viel bei uns in Bieberstein, und ich kann mich noch genau, seit ungefähr 1845, seiner erinnern. Wir Kinder hatten ihn sehr lieb, nicht nur, weil er uns auf einen 1-befebigen Zettel in rasender Geschwindigkeit Figuren, Pferde usw. zum Ausmalen hinwarf — anders kann man es nicht nennen —, sondern er pappete uns Helme, Schilde, ganze Rüstungen mit großer Geschicklichkeit, ja er zimmerte auch ein reizendes Theater mit allen möglichen gemalten Kulissen — die Trümmer habe ich noch heute — und erzählte mit außerordentlichem Geschick und mit vollendetem Humor Geschichten in trockenstem Tone. Er war ein ausgezeichneter Humorist, konnte zahllose Kartenlustspiele und war ein sehr beliebter, vielseitiger Unterhalter, deshalb überall sehr gern gesehen. Ich will zu seiner Schilderung mehrere Anekdoten erzählen, die mitunter des Pflasters nicht entbehren, z. B.: Er geht in Dresden über den Wochenmarkt — seine Mutter und seine unverheiratete Schwester wohnten an der Frauenkirche —, da sieht er Gänse feilhalten. Er kauft ein, bestell, daß diese Gans in der Wohnung der Mutter und Schwester abgegeben werden solle, und schreibt dazu einen Zettel, auf dem steht: „Ich sei, gewöhrt mir die Bitte, in eurem Bunde die Dritte.“ — Als R. in Ballenstedt kurze Zeit Mitglied der dortigen Kommunalgarde war, ist vor dem Herzog eine Parade dieser Truppe angelegt. R. war Flügelmann. Wie er sich zur Parade begibt, führt ihn der Weg an einer Konditorei vorbei, in der frisch gebackene, kleine, runde Pflaumenkuchen ausliegen. R. kauft einige und verbirgt sie in der Patronentasche. Auf der Parade muß die Truppe sehr lange auf den Herzog warten. Das wird R. langweilig, er greift in die Patronentasche, zieht einen Kuchen heraus und beißt in denselben. In dem Augenblick wird „Achtung, präsentiert das Gewehr!“ kommandiert, und mein R. steht mit dem Kuchen, der zum Munde herausschaut, da. Der Herzog lachte so, daß er sich abwenden mußte. — R. hatte den Auftrag bekommen, den König Friedrich August für England im Ornat des Hosenbandordens zu malen. Als er mit dem Bilde fertig ist, will die Königin es sehen; eines Tages 11 Uhr früh soll R. dabei sein. Er geht pünktlich ins königliche Schloß, Majestä die Königin kommt nicht, es wird ¼ nach 11 Uhr, ½ nach 11 Uhr, da geht R. fort frühstücken. Sobald er